

Zeitschrift für Literatur
Herausgeber:
Heinz Ludwig Arnold
Redaktion:

Hugo Dittberner, Hermann Korte, Frauke Meyer-Gosau, Axel Ruckaberle,
Michael Scheffel, Jan Strümpel, Michael Tötreberg und Peter Wäterhouse



Dr. Christian Angerer

Verlag
edition text + kritik GmbH, Postfach 80 05 29, 81605 München

Redaktion:
Tuckermannweg 10, 37085 Göttingen, Telefon: (05 51) 5 61 53,
Telefax: (05 51) 5 71 96

TEXT + KRITIK erscheint mit vier Nummern im Jahr und kann
durch jede Buchhandlung bezogen werden.
Die Kündigung des Abonnements ist bis zum Oktober eines jeden Jahres
für den folgenden Jahrgang möglich.

Zusätzlich erhalten Abonnenten den jährlich erscheinenden Sonderband
mit Rückgaberecht.

Preis für dieses Einzelheft DM 26,- / öS 190,- / sfr 24,-

Satz: Fotosatz Schwarzenböck, Hohenlinden
Druck und Buchbinder: Bosch-Druck, Landshut
Umschlagfoto: Reinhard Matz, Köln: Unidentifizierbares Graffiti-Palimpsest
in einer Lagerbaracke, Auschwitz-Birkenau 1989.
Aus: Die unsichtbaren Lager. Reinbek 1993
ISSN 0040-5329
ISBN 3-88377-612-2

Ausführliche Informationen über alle Bücher des Verlags im Internet unter:
<http://www.etk-muenchen.de>

Heft 144
LITERATUR UND HOLOCAUST
Oktober 1999

INHALT

ROBERT SCHINDEL

Schweigend ins Gespräch vertieft.
Anmerkungen zu Geschichte und Gegenwart des jüdisch-
nichijüdischen Verhältnisses in den Täterländern 3

JAN STRÜMPEL

Im Sog der Erinnerungskultur.
Holocaust und Literatur – »Normalität« und ihre Grenzen 9

MARCEL BEYER

Kommentar.
Holocaust: Sprechen 18

HERMANN KORTE

»Es ist in aller Trauer der tiefste Hang zur Sprachlosigkeit«.
Der Holocaust in der Lyrik nach 1945 25

ANAT FEINBERG

Die Splitter auf dem Boden.
Deutschsprachige jüdische Autoren und der Holocaust 48

MICHA BRUMLIK

Messianischer Blick oder Wille zum Glück.
Die Kryptotheologie der Walser-Bubis-Debatte 59

Wie bekommt man »Lager«?

Das Unbehagen an wissenschaftlicher Zurichtung von

»Holocaust-Literatur« – mit Blick auf Carl Friedmans

Erzählung »Vater«

67

STEPHAN BRAESE UND HOLGER GEHLE

Literaturwissenschaft und Literaturgeschichte nach dem Holocaust

79

Notizen

96

Robert Schindel

Schweigend ins Gespräch vertieft

Anmerkungen zu Geschichte und Gegenwart des jüdisch-nichtjüdischen Verhältnisses in den Täterländern

1

Ich sitze nicht im Café Prückel in vertrauter Umgebung unterm Denkmal des Hitlerlehrers und christlich-sozialen Bürgermeisters Karl Lueger, lese dort nicht meine Zeitungen und treffe meine Leute, sondern ich hocke in einem Haus im Waldviertel, das mir zur Verfügung gestellt wurde, und blicke durch Birken hindurch auf einen Teich. Das Haus liegt außerhalb der Ortschaft Brand, und da bin ich, ein wienersch-jüdischer Schriftsteller mit prononciertem Aussehen am Ende des Jahrhunderts in der nördlichsten Region des Landes Österreich inmitten des Wurzelwerks, im Schatten der Fichten und Föhren, umtanzt von den Pilzen der Saison.

Seit damals gibt es keine Juden im Waldviertel. Vor der Vernichtung waren auch nicht besonders viel hier, ein paar in Gmünd, in Schrems, in Waidhofen/Thaya...

Da bin ich, und ich gehe unter den Leuten herum, als wäre nichts. Ich sehe für sie aus wie ein Wiener, der ein Landhaus bewohnt. Das Waldviertel ist durchzogen von Künstlern aus Wien, die hier ihre Datschen bewohnen. Was soll sein?

2

Das nichtjüdisch-jüdische Verhältnis hierzuorten war stets ein Täuschungsverhältnis, eine einseitige Gemeinheit, eine Perfidie, ein Skandal, ein Verbrechen; niemals symbiotisch, nie freundschaftlich, zu keiner Zeit egalitär, es war miserabel. Den Eigenbeitrag der Juden, sofern es einen solchen überhaupt gab, hat Hannah Arendt in den »Elementen des Antisemitismus« beschrieben. Ein erzwungenes, aber Naheverhältnis zu den Herrschenden (von den Hofjuden), ein unpolitisches Verhalten durch die Jahrhunderte hindurch etc. Dazu kam der brennende Ehrgeiz in den Zeiten der Emanzipation. Der Vater noch Schuster, der Sohn schon Rechtsanwalt, sobald die Juden es werden durften. Die Haskala riß die Söhne aus dem Städtel heraus und hinein in die Residenz oder nach Berlin, endlich ein Aufstieg und was für eine Energie, wenn wir die Blicke von der Torah hochheben können, um

sie in andere Bücher zu versenken. Hin zum Volk Schillers und Goethes, schon stehen die Klassiker in Rindsleder gebunden in der Bibliothek. »Sprich Datsch«, fährt der Vater das Kind an, falls es noch einen jiddischen Ausdruck verwendet. Und ab mit den Peijes, weg mit dem Kaftan, Deutsche lomir sein unter Deutschen, Wiener unter Wienern, Karriere, Geschäft, Wissenschaft, Kunst, man darf.

Sicherheitshalber noch ein Geläuf – eine Heuchelei zwar –, aber wenn die christlichen Staaten auf den Taufschein bestehen, doch vergebens das Gelauf. Nutzt nichts. Schon zeitgleich mit der Emanzipation erfolgt eine Marranisierung der Juden. Auch hierzuorten existiert bis heute das Marranenproblem, aber umgekehrt: Nicht die getauften Juden hängen heimlich wie einst in Spanien weiter dem Judentum an, sondern den zumeist religiös desinteressierten Getauften wurde das Judentum bis in die Ewigkeit umgehängt, bald schon war die jüdische Rasse erfunden.

Dennoch ging Emanzipation für viele in Assimilation über. Die echten Österreicher mit dem jüdischen Gesicht gehen bluten fürs Vaterland, so auch in Deutschland. Man lachte und sagte: Unsere Kohnnationalen. Kaum mit dem Eisernen Kreuz heimgekehrt, hörte man: »Erschlagt den Walter Rathenau, die gottverdammte Judensau«.

Mein Großvater Salomon Schindel kam aus dem Weltkrieg zurück nach Wien. Da war er einundfünfzig Jahre und bekam bis zu seiner Deportation keine Arbeit mehr. Vorher war er ein glücklicher Buchhalter gewesen. Aber beide Söhne studieren Medizin. Zwar bekam der Erstgeborene Hirnfeber – man nannte dies neuerdings Schizophrenie –, der Zweite aber wurde Arzt. Das jüngste Schwesterchen lief zuerst aus dem Gymnasium in die Gärtnerei, von dort in den Kommunistischen Jugendverband und tauchte ab in der Weltrevolution. Sie war nicht die einzige. Ich, ihr Sohn, muß später den Weg in die umgekehrte Richtung gehen.

Doch ansonsten, was für ein Gehocke in der Ersten Republik in Österreich, in der Weimarer draußen. Die Augen entweder in die Ferne gerichtet oder auf den Boden, die Ohren mit sempermeablen Membranen, man hörte, was einem paßte. Geprasselte Beleidigungen gegen die Juden wurden von denen mit unverschämter Gelassenheit hingenommen.

Einige Rezepturen in den jüdischen Familien: Es wird nicht so heiß gegessen. Laß die Gojim krakeelen, bellende Hunde beißen nicht. Trag die Nase nicht so hoch, willst du Risches machen? Dräng dich nicht vor, fall nicht auf mit deiner Nus, es gibt schon genug Antisemiten. Halte dich an die deinen, sei höflich, aber unverbündlich, wir sind denen nix schuldig, sie uns. Was? Schlagen willst du dich? Schlagen ist nicht jüdisch.

Aber auch: Was gehst du dich hinsetzen und Karten spielen mit Leuten, die sich mit dir hinsetzen Karten spielen? Ein Ringer will er werden. A Jud gehört ins Kaffeehaus. Nach Palästina auswandern wegen der Gojim hier?

Auf einem Pferd sitzen? Meschugge. Eine jüdische, schlagende Studentenverbindung? Mußt du den Christen alles nachmachen? Nicht satisfaktionsfähig bist du? Recht geschieht dir. Beim Wiener Sportklub haben sie einen Arierparagrafen eingeführt? Liebes Kind, wo du hinspuckst, gibt's Arierparagrafen. Sie werden sie wieder abschaffen. Ewig ist bloß der Allmächtige. Ein Kommunist bist du, ein Weltverbesserer? Kein Wunder, wenn sie dich einen Saujuden nennen. Ein christliches Mädchen willst du nehmen? Großartig, dann ist er in der eignen Familie der Itzig. In einen Goi hast du dich verliebt? Er wird seinen eignen Sohn Judenbankert nennen.

Und all das geschah.

3

Schließlich wurde das Verhältnis tödlich für den einen Teil, wie bekannt. Ahnungslose Fiaker und Wienerliedsänger wurden verhaftet, in Viehwagens verladen und im Osten durch den Schornstein geblasen. Katholische Nonnen holten sie aus belgischen Klöstern und vergasten sie in Auschwitz-Birkenau, weil sie als Jüdinnen auf die Welt gekommen waren. Salomon Schindel nebst schizophorem Erstgeborenen wurde fünfundsiebzigjährig quer durch Europa gefahren, damit man ihm und Georg im Rumbulawald zu Riga in den Bauch schießt.

Vor dem Krieg gab es nicht ein Judentum, viele Judentümer. Daß aber das verrückteste, abseitigste unter diesen Judentümern, die Zionisten – eine kleine Minderheit in West- und Mitteleuropa – historisch recht behalten, also die Meschuggenen, welche sich lieber in irgendeiner Wüste oder Sumpflandschaft auf ein Pferd setzen oder sich mit Arabern prügeln als hier Advokat, Arzt oder Tuchhändler, Tonkünstler oder Hausierer mit Geschäftsrundungsmöglichkeiten zu sein, ist in die meisten Köpfe bis heute nicht hineingegangen, wenn das nicht die Überlebenden wurden, die rechtzeitig weggegangen. Ausgerechnet das Volk von Schiller und Goethe unterstützt oder nimmt billigend in Kauf, was alsdann mit denen geschah, die sich als Deutsche, als Österreicher, als Assimilierte fühlten. Der Centralverein deutscher Staatsbürger jüdischen Glaubens konnte die Zeichen der Zeit nicht erkennen, so verliebt waren sie alle in Deutschland, so daß sie der weitsichtige Kurt Tucholsky umbenannte in Centralverein deutscher Staatsjuden bürgerlichen Glaubens.

Georg Stefan Troller, noch Schüler und schon Verjagter, schrieb die Drehbücher zu Axel Cortis Emigrantentrilogie »Wohin und zurück«, und in einer Szene wie folgt:

Die Verjagten sitzen als feindliche Ausländer in einem nordfranzösischen Internierungslager, darunter auch ein nichtjüdischer deutscher Antifaschist

Fritz von Gandersheim, genannt Gandhi. Er fragt den jungen Juden Ferdi Tobler: »Woher die Liebe zu denen, die euch rausgeschmissen haben?« Tobler: »Weiß nicht. Seit ich weg bin, kann ich nichts mehr spüren. Als wär ich von allen Gefühlen abgeschnitten.« Gandhi: »Stacheldrahtgespräche. Ach, wir Deutsche sind irgendwie Gottsucher, die nicht an Gott glauben können. Daher kommt das alles, die schöne Musik und der ganze Mief.«

Und als sie den im Tessin sitzenden Remarque fragten, ob er Sehnsucht nach Deutschland habe, antwortete er: »Wieso? Bin ich ein Jud, daß ich Sehnsucht nach Deutschland hab?«

Nicht bloß der brennende Ehrgeiz, etwas zu werden, auch die brennende Liebe zu den nichtjüdischen Deutschen und Wienern, diese Einseitigkeit im Verhältnis war schauerhaft: Wären viele deutsche Juden deutscher als die Deutschen, denn sie waren Deutsche, sinnierten die wahren Deutschen darüber nach, wie sie sich jener entledigen können.

Wie man es dreht und wendet: Die Shoah geht in einen normalen menschlichen Schädel einfach nicht hinein.

4

Nach der Katastrophe war das Schweigen notorisch. Die Männer kamen aus dem Krieg, die Frauen saßen in den Ruinen, die Juden waren verschwunden.

Dann erschienen vom Westen her einige in alliierten Uniformen, typisch. Andere, aus Leichenhaufen herausgezogen oder sonstwie überlebend, irrten auf der Suche nach irgendwas durch den jungen Frieden.

Weder die Deutschen noch die Österreicher hatten die verjagten Juden nach dem Krieg zurückgerufen, wozu auch? In Wien saßen die Herren Arier mit ihren Familien in zehntausenden jüdischen Wohnungen in jüdischer Möblage und beschieden jeden etwaigen Rückkehrer mit Frechheiten: Aha! Zurück aus Amerika? Während wir hier im Luftschutzkeller saßen, habt ihr euch die Sonne Floridas auf den Bauch scheinen lassen. Naja, ihr halt immer die richtige Nase gehabt. Viele Rückkehrer machten auf dem Absatz kehrt und verschwanden in die Länder, die ihnen das Leben gerettet hatten.

Entschädigt wird nichts, sondern »es empfiehlt sich, die Sache in die Läng zu ziehen«, sagte der sozialistische Innenminister Helmer 1947 in Wien.

Die Aufbaugeneration blickt nach vorne. Winzige jüdische Gemeinden bilden sich in den Täterländern. Sie bestreben zumeist aus hängengebliebenen Ostrjuden, displaced persons. Die richten sich hier recht und schlecht ein, halten den Mund, bleiben unter sich.

Es vergehen unterdes viele Jahre.

Erst am Ende der formierten Gesellschaft beginnt die Zweite Generation zurückzublicken. Neunzehntundsechzig eröffnet die Frage: »Vati, was hast du im Krieg gemacht?« erstmals eine Dialogmöglichkeit zwischen Juden und Nichtjuden. Ein Bündnis der antinazistischen studierenden Jugend mit den Juden der Zweiten Generation scheint möglich. Die schweigenden Nazi-väter geraten etwas in Bedrängnis; nach und nach wird das Ausmaß der Shoah dem deutschen Volk, später dem österreichischen bewußt. Es war zwar außer Hitler so gut wie keiner schuld daran, aber schrecklich war es schon. Mehr und mehr Filme widmen sich diesem Thema, der US-Kitschfilm »Holocaust« ließ die Deutschen vor Mitgefühl weinen. Aus dem Jud Süß wurde der süße Jud.

War das ein Dialog? Die überlebenden Juden schwiegen in aller Regel, wenn auch aus anderen Gründen als die gleichaltrigen Nichtjuden. Doch in der Zweiten Generation waren wir kurzfristig im Gespräch. Doch ach, die Söhne sterben vor den Vätern, heißt es in einer Zeile bei Thomas Brasch. Eine alt-neue Ideologieinfektion überzog die studierende Jugend, und aus dem Dialog über all das Vergangene und wie es die Gegenwart beeinflusst, wurde ein Monolog über die Weltrevolution. Viele linke Juden sprachen ihn einige Zeit mit. Die Linke begann sich heftigst mit vielen Unterdrückten zu solidarisieren, vornehmlich in der Dritten Welt. Die Liebe zu einem unbekanntem Volk, den Palästinensern, wuchs in dem Ausmaß, in dem die Sympathie für die Nachkommen der von den Vätern Umgebrachten sank. Teile der Linken setzten die israelische Armee mit der deutschen Wehrmacht gleich, die Entlastungsoffensive für die antisemitischen Väter rollte unter dem Titel Antizionismus durch die Täterländer. Der Dialog reißt wieder ab. Als beim Golfkrieg die einst militante Linke »Kein Blut für Öl« skandiert und den Beschluß Israels billigend in Kauf nimmt, fragen sich viele Juden: Was sollen wir hier?

Doch schon vorher reagierten sie auf ihre Weise. In den großen Städten bildeten sich jüdische Gruppen außerhalb der jeweiligen jüdischen Gemeinden, und sie dachten über ihr Jüdesein nach, warum sie hier leben, wie zu reden sei. Das sind allerdings selbstbewußte Leute, die gar nicht daran dachten, sich an die Nichtjuden anpassen zu müssen, sondern wir wußten genau, daß die Assimilation gescheitert ist. Wir wissen auch, daß es die deutsche jüdische Symbiose nie gegeben hat.

Jetzt begannen wir, in die Zeitgenossen hineinzugehen. Wir ließen uns nichts mehr gefallen, wir überzeugten die Antisemiten prompt mit dem Antisemitismusvorwurf, wir nannten die nichtjüdischen Antizionisten in den Täterländern in Internationalismus gewickelte Antisemiten etc. Wir redeten über Auschwitz, über Israel als Verlängerung der Geschichte, über die Selbstverantwortung der Nichtjuden für die Juden heute. Wir redeten und redeten.

Alle anderen redeten auch. Eine Flut von Filmen, Veranstaltungen, Symposia. Wenn zu meiner Zeit in den Schulen die Geschichte 1918 endete, redeten die Achtundsechzigerlehrer besonders viel über die NS-Zeit, so daß sie den heutigen Schülern bereits zum Hals heraushängt.

Die Täterländer sind zugedeckt mit einem notorischen Geplapper über Auschwitz. Von Bitburg über Börneplatz, Fassbinderdebatte bis zu Goldhagen und Walser-Bubis wird ständig aufeinander eingeschrien. Es geht sogar so weit, daß Leute im Ernst die Mahnmaledebatte fürs Mahnmahl halten.

Erschweigen wir in diesen seelischen Duellen folgende Wörter: Erinnerungsdienst, Shoahbusiness, Auschwitzkeule. Merken wir, daß unter diesen Wörtern in den Debatten die Toten immer mehr verschwinden, vergessen werden als wirklich Ermordete? Und, indem wir es merken, müssen wir noch mehr reden, noch mehr tun.

So wird, indem wir schweigend ins Gespräch vertieft sind, die Shoah das, was sie immer war: Unwirklich.

Denn sie geschah.

5

Daher kann es keine Normalität geben. Bis ins siebte Glied noch nicht. Wenn wir dies erschweigen, also als Faktum akzeptieren, daß Normalität obszön ist zwischen Juden und Nichtjuden hierzuorten, dann ist der Dialog jenseits der Plattersuppen möglich.

Ich schaue auf meinen Teich im Waldviertel. Ich gehe unter den Leuten herum. Sie halten mich für einen verrückten Wiener Künstler, der hier sein Landhaus hat. Sie denken nicht daran, mich zu kränken. Sie wissen ohnedies, daß ich nicht hierher gehöre. Was soll schon sein?

Im Sog der Erinnerungskultur

Holocaust und Literatur – Normalität und ihre Grenzen

»Holocaust-Produkte«

Für die Olympischen Spiele 1996 hatte sich Frankreichs Team im Synchronschwimmen etwas besonderes vorgenommen: eine Holocaust-Kür. »Zu Klängen von Nazimärschen wollten die acht Mädchen an den Beckenrand treten, und im Wasser sollte die Ankunft und Selektion von Gefangenen symbolisiert werden«¹. – Der polnische Künstler Zbigniew Libera hatte als Beitrag für die Biennale von Venedig 1997 einen Bausatz aus Lego-Steinen eronnen, dessen Einzelteile zu einem Konzentrationslager zusammenzustecken sind; der polnische Kurator der Ausstellung wies das Kunstobjekt ab.² – Eine amerikanische Hip-Hop-Band, auf der Suche nach einer angemessenen Analogie zum harten Leben im Ghetto mit seinen blutigen Bandenkriegen, kam auf den Einfall, sich »Concentration Camp II« zu nennen und ihre CD »Da Holocaust«.³

Drei Beispiele aus dem Kuriositätenkabinett der Kulturindustrie, drei Fälle von offensichtlich unangemessenem Umgang mit dem beispiellosen Verfolgen und Morden von Millionen Menschen im »Dritten Reich«. Sie sind niveaulos, indiskutabel. Sind sie das? Liberals Lego-KZ immerhin wurde vom Jewish Museum in New York angekauft – um es aus dem Verkehr zu ziehen? Oder doch vielleicht, weil es eine fruchtbare Provokation darstellte, gar eine »erfrischende«, wie Befürworter von solcherlei Provokationen sagen würden? Mit moralischen wie ästhetischen Urteilen – so scheint es – ist es heute, im Zeichen einer schier uferlosen Erinnerungskultur, nicht mehr so einfach. Wo beginnt der diskutabile Umgang mit dem Holocaust? Als dubios darf gelten, was in der Rubrik Vermischtes landet; auf den Kulturseiten der meinungsbildenden Blätter wird schon genauer darüber gewacht, wer den Holocaust auf seine besondere Weise instrumentalisieren darf. Dort werden Argumente für und wider das Tanztheater, den Mahnmalentwurf, den Roman ausgetauscht, wenn sie den Rahmen bislang akzeptierter kultureller Repräsentanz überschreiten, ihnen aber zugetraut wird, das Eingedenken zu fördern und seine Formen zu erweitern. Denn so weit ist der Stand der Diskussion: Allein die rituellen Formen der Repräsentation des nicht Repräsentierbaren – die Gedenkveranstaltung, die Kranzniederlegung, die Verlesung der Namen von ermordeten Juden – reichen nicht aus, um die Erinnerung wachzuhalten und sie den »kommenden Generationen« zu tradieren. »Künstlerische Formen des

Haskala = jüdische Aufklärung
Risches = das Böse, hier Antisemitismus